

## Das scheinbare Verschwinden der Feindbilder

Christoph Weller

### Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Weller, Christoph. 1993. "Das scheinbare Verschwinden der Feindbilder." *das baugerüst: Zeitschrift für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der evangelischen Jugendarbeit und außerschulischen Bildung* 45 (3): 210–14.





# Das scheinbare Verschwinden der Feindbilder

War vor zehn Jahren wirklich alles anders, als wegen sowjetischer Raketen die westliche „Nachrüstung“ auf der Tagesordnung stand? Als die Friedensbewegung „Nein!“ sagte und den Befürwortern weiterer Aufrüstung vorwarf, in einem Feindbilddenken gefangen zu sein. Als die evangelischen Kirchen in der BRD und der DDR, um dieses Feindbild abzubauen, zur „Versöhnung und Verständigung mit den Völkern der Sowjetunion“ aufriefen. Und als in der Friedensforschung die Auffassung vorherrschte, das antikommunistische Feindbild könnte sich nur sehr langsam, in jahrzehntelangen Prozessen wandeln. Doch innerhalb weniger Jahre zerfiel das alte Feindbild gegenüber der Sowjetunion (s.u.) und Meinungsforschungsinstitute sagen uns, daß die Wahrnehmung einer militärischen Bedrohung durch Rußland seit 1991 so gering ist, daß sie über Umfragen gar nicht meßbar sei. Doch ist, was früher die Sowjetunion war, heute der Irak unter Saddam Hussein oder die gesamte islamische Welt die Ablösung des einen Feindbildes durch das nächste?

## Was sind Feindbilder?

Wenn wir über „Feindbilder“ sprechen, müssen wir sagen, was wir damit meinen, denn nicht der

inflationäre Gebrauch unter dem Motto „Alle reden von Feindbildern, da wird schon was dran sein“ klärt einen Begriff, sondern seine Definition. Unter Feindbild verstehe ich eine aus einem sozial vermittelten, dichotomischen (zweigeteilten) Wahrnehmungsmuster resultierende grundsätzlich negative Einstellung gegenüber einer anderen Gruppe (vgl. Weller 1992). Feindbilder sind also negative Einstellungen, die daraus resultieren, daß grundsätzlich von feindseligen, den eigenen Interessen zuwiderlaufenden Absichten der beurteilten Gruppe ausgegangen wird.

Wie konsequent das Handeln der beurteilten Gruppe als feindselig interpretiert wird, davon ist abhängig, wie stark ein Feindbild ist. Bei einem starken Feindbild werden auch positive Aktionen konsequent uminterpretiert, etwa wenn sowjetische Abrüstungsangebote nur als Taktik, den Westen zu spalten und damit zu schwächen, um dann über ihn herzufallen, beurteilt werden. Schwach ist ein Feindbild, wenn einzelne Informationen durchaus auch positiv bewertet werden, grundsätzlich aber ein Wahrnehmungsmuster wirksam ist, das die Welt zweiteilt, sie dichotomisiert in Gut und Böse, Schwarz und Weiß, Freund und Feind, „Wir“ und „Die Anderen“.

## Feindbilderfall

Ein starkes Feindbild gegenüber der Sowjetunion hatte sich in der Bundesrepublik Deutschland recht schnell nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges etabliert und blieb das bestimmende Deutungsmuster für große Teile der internationalen Politik bis Mitte der 80er Jahre. Als wichtigste Komponenten dieses Feindbildes können das sowjetische Expansionsstreben, das Streben nach militärischer Überlegenheit und das totalitäre politische System in der Sowjetunion gelten. Diese drei Komponenten des Sowjetunionbildes wurden negativ bewertet, und die Geschichte brachte immer wieder Anlässe, an diesem Bild und dieser Bewertung festzuhalten.

Erst die Reformpolitik Michail Gorbatschows stellte das negative Bild der Sowjetunion in allen drei Komponenten und damit auch das starke Feindbild in Frage (vgl. Weller 1992). Der Abzug sowjetischer Truppen aus Afghanistan und die Bereitschaft, reformorientierte Entwicklungen in anderen sozialistischen Staaten, wie etwa in Polen, zu tolerieren, machten deutlich, daß sowjetisches Expansionsstreben der Vergangenheit angehörte. Ebenso erzeugte Gorbatschows Politik große Zweifel bezüglich sowjetischen Strebens nach militärischer Überlegenheit. Einseitige Abrüstungsangebote, der Atomtest-Stopp und die konstruktive Haltung der Sowjetunion bei Rüstungskontrollverhandlungen stellten das alte Bild vom Überlegenheitsstreben in Frage. Und auch das totalitäre politische System der UdSSR wurde reformiert, etwa durch die Verfassungsänderungen von 1988, mit denen neben den Machtapparat der Partei ein zum Teil demokratisch gewähltes Parlament gestellt wurde. Insgesamt brachte die Umgestaltung in der Sowjetunion eine deutliche Verbesserung der Menschenrechtssituation und eine enorme Zunahme der Freizügigkeit in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens.

Damit waren bei allen drei Komponenten des Feindbildes grundlegende Veränderungen eingetreten, und entsprechend gab es auch einen deutlichen Einstellungswandel gegenüber der Sowjetunion. Am deutlichsten zeigte sich dieser bei der Bedrohungswahrnehmung (als Verknüp-

fung der beiden Komponenten „Expansionsstreben“ und „militärisches Überlegenheitsstreben“), die seit 1986 von ursprünglich über 50% auf unter 10% abgesunken ist. Und auch die Einstellungen zur Sowjetunion, ihrer Bevölkerung und ihrem damaligen Führer Gorbatschow verbesserten sich auf völlig unerwartete Werte.

## Woher kommen Feindbilder?

War es nur die bedrohliche Politik der Sowjetunion, die im Westen ein Feindbild hatte entstehen lassen, oder sind etwa alle Menschen, wie es immer wieder heißt, auf Feindbilder angewiesen? Wurden nicht, als der Antikommunismus zerfiel, AusländerInnen und Asylsuchende zum Feindbild erklärt, und dann der Irak bzw. Saddam Hussein usw.? Wir dürfen es uns nicht zu einfach machen! Fest steht, daß unser menschlicher Wahrnehmungsapparat Kategorien bilden muß, wenn wir unsere Umwelt wahrnehmen (vgl. Stapf et al. 1986). Und so, wie wir Gegenständen wie Häusern, Blumen oder Autos bestimmte Eigenschaften zuschreiben, tun wir das auch bei Menschen, nach Kategorien wie Geschlecht, Alter, Beruf, Nationalität usw. Wir bilden sogenannte Stereotype, indem wir unsere immer sehr begrenzten Erfahrungen mit Personen einer Kategorie auf alle Menschen, die zu dieser Kategorie gehören, übertragen, und ihnen damit entsprechende Eigenschaften zuschreiben - nicht zu 100%, aber tendenziell.

Ein typisches Beispiel ist das Stereotyp „Italiener sind leidenschaftlich“. Wie auch immer diese Zuschreibung entstanden sein mag, vermuten wir bei Italienern etwas derartiges, und wenn sich nur die kleinste Andeutung hiervon zeigt, werden wir uns in unserem Stereotyp bestätigt fühlen. Daß wir durch diese Kategorienbildung oftmals Menschen falsch einschätzen, daß Wahrnehmungsverzerrungen entstehen, ist offensichtlich. Doch hat dies nicht gleich mit Feindbildern zu tun, denn so wenig problematisch es ist, ein Auto für einen Ferrari zu halten, nur weil es flach und rot ist, so wenig bringt es uns gleich in große Schwierigkeiten, wenn wir von jedem Italiener Leidenschaftlichkeit erwarten.

**Ein Experiment**

Doch Stereotype von anderen Gruppen sind nicht ganz so unproblematisch, wie es bisher erscheinen mag. Bei einem sozialpsychologischen Experiment (vgl. Tajfel et al. 1971) wurde eine Schulklasse mit einem völlig unbedeutenden Kriterium in zwei Gruppen geteilt: entsprechend der Vorliebe für einen der beiden Maler, für Klee oder für Kandinsky. Dabei erfuhren die 14- 15jährigen Jugendlichen jedoch nicht, wer noch zu ihrer Gruppe gehörte. Bei der anschließenden Aufgabe mußten die Jugendlichen jeweils einem Mitglied der eigenen und einem der anderen Gruppe einen Geldbetrag zuweisen, wobei sie die Identität der Empfänger nicht kannten, sondern jeweils nur eine Code-Nummer. Die Geldzuwei-

sungen erfolgten anhand einer Liste mit verschiedenen vorgegebenen Kombinationen von Beträgen, und für eine der angebotenen Kombinationen mußten sie sich entscheiden.

Ein Beispiel für ein Mitglied der Klee-Gruppe:  
Für Mitglied Nr. 15 der Klee-Gruppe: (a)  
Für Mitglied Nr. 7 der Kandinsky-Gruppe: (b)

- (a) 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
- (b) 1 3 5 7 9 11 13 15 17 19 21 23 25

Anhand solcher, immer wieder anders kombinierter Zahlenreihen nahmen die Jugendlichen die Geldzuweisungen (z.B. a: 11, b: 9) für alle Teilnehmer vor, wobei sie niemals sich selbst einen Betrag zuweisen konnten. Wohlgermerkt: die Jugendlichen wußten von den Mitgliedern der anderen Gruppe nur, daß sie einen anderen Maler als sie selbst bevorzugten, Klee statt Kandinsky oder umgekehrt.

Bei diesem Experiment, das inzwischen vielfach mit unterschiedlichen Kategorien wiederholt und bestätigt wurde, zeigte sich ein klares Resultat: Nicht, was vielleicht zu erwarten gewesen wäre, die Tendenz, sich für die Kombination zu entscheiden, die in der Summe für beide Gruppen den höchsten Geldbetrag erbracht hätte, bestimmte die Entscheidungen, sondern der Versuch, fair zu sein: die Beträge sollten möglichst für beide Gruppen nicht zu unterschiedlich sein. Allerdings, und hier liegt das wichtigere Ergebnis dieses Experiments, wurden die eigenen Gruppenmitglieder bevorzugt, wobei vor allem versucht wurde, im direkten Vergleich zur anderen Gruppe, also relativ besser gestellt zu werden. Nur weil Menschen einen anderen Maler als ich bevorzugen, diskriminiere ich sie und bevorzuge andere, die sich für denselben Maler entschieden haben. Offenbar hat also die reine Gruppenmitgliedschaft Auswirkungen auf mein Verhalten gegenüber anderen Gruppen und ihren Mitgliedern. Wie läßt sich das erklären?



## Einstellungen und soziale Identität

Wer ist dieser Mensch, dem wir da begegnen? Die Kategorien „weiblich“, „mittleres Alter“, „gut gekleidet“ bringen uns ein bißchen weiter bei der Beantwortung dieser Frage. Wir kategorisieren und ordnen diesen Menschen in eine imaginäre, nur in unserem Kopf existierende Gruppe ein. Und wer sind wir selbst? Auch unser Selbstbild, unsere Identität ergibt sich zu einem guten Teil daraus, zu welchen Gruppen wir uns zugehörig fühlen: zur Gruppe der Erfahrenen, der Studierenden, der Aufsteiger, der Erfolgreichen, der Vernünftigen, zur oberen Mittelschicht usw.

Solche „Gruppenmitgliedschaften“ helfen uns zu definieren, wer wir sind (vgl. Tajfel/Turner 1986). Und wie diese Beispiele schon andeuten, wollen wir immer möglichst zu Gruppen gehören, die positiv beurteilt werden, denn daraus resultiert eine positive soziale Identität. Diese positive Beurteilung der Eigengruppe basiert aber vor allem auf Vergleichen mit anderen Gruppen. Nur wenn der Vergleich mit einer Außengruppe positiv ausfällt, können wir daraus für unsere soziale Identität profitieren. Damit erklären sich auch die Geldzuweisungen im Klee-Kandinsky-Experiment: Weil die einzige Möglichkeit, soziale Identität zu gewinnen darin lag, entweder zur Klee- oder zur Kandinsky-Gruppe zu gehören, bestand die Neigung, den Vergleich der Eigengruppe mit der Fremdgruppe positiv zu gestalten. Und dies wurde ermöglicht durch relativ höhere Geldzuweisungen an Eigengruppenmitglieder.

Weil der individuelle Selbstwert zum Teil aus der Bewertung der Gruppen, denen man sich selbst zugehörig fühlt, resultiert, besteht eine ständige Neigung zum Intergruppenvergleich, zur Gegenüberstellung von Eigen- und Fremdgruppen (vgl. Brown 1988). Und weil dieser Vergleich ein positives Ergebnis haben sollte - weil man nur dann für das individuelle Selbstwertgefühl davon profitieren kann - sucht man nach Wegen, dies zu ermöglichen. Das Resultat sind Beurteilungsfehler zugunsten der Eigengruppe und zum Nachteil der Fremdgruppen.

So suchen wir auch - mehr oder weniger - durch



Das Bild vom Feind

die Beurteilung unserer *nationalen* Gruppe nach positiver Identität. Im Vergleich mit anderen Nationen wollen wir die eigene Gruppe, die eigene Nation überlegen sehen, der Vergleich in verschiedenen Dimensionen soll positiv ausfallen. Und hieraus resultieren dann Verzerrungen und Idealisierungen, im Extremfall ein Freund-Feind-Schema, das bezüglich der eigenen Gruppe nur positive und bezüglich der Außengruppe nur negative Vorstellungen enthält. Doch weniger dieses Extrem soll uns hier interessieren, sondern vor allem der Mechanismus, nach dem wir Gruppenbeurteilungen vornehmen.

Die Kategorisierung ist ein ganz normaler Prozeß, mit dem wir unsere Umwelt überschaubar machen (s.o.). Doch jede Kategorisierung in Gruppen muß uns sensibel machen, weil sie den Keim zu verzerrenden Vergleichen zwischen positiver Eigengruppe und negativen Fremdgruppen in sich trägt. Daraus entstehen zweigeteilte, dichotomische Weltbilder, die der realen Welt nicht angemessen sind: wir und die anderen, ChristInnen und Nicht-ChristInnen, Deutsche und AusländerInnen usw. Doch die Welt ist nicht schwarz-weiß, sie ist farbig und differenziert. Die Suche nach positiver sozialer Identität verführt uns immer wieder zur primitiven Unterscheidung zwischen uns Guten und den schlechteren Anderen,

weil wir davon für unser Selbstwertgefühl profitieren. Der Golf-Krieg war ein schönes - schlimmes - Beispiel dafür, wie schnell wir starke Feindbilder entwickeln, wenn es zu Konflikten kommt (vgl. Schulze 1991). Natürlich spielen hier noch eine ganze Menge anderer Faktoren hinein, Vermittlung durch die Medien, Interessen von Herrschenden, die Einstellungen in unseren Bezugsgruppen, die derzeitige soziale Lage etc. Aber der Keim für Feindbilder liegt in unserer Suche nach positiver sozialer Identität. Und starke Feindbilder sind auch ein Zeichen für eine sehr unsichere soziale Identität.

Wenn uns dieser Mechanismus bewußt ist, können wir uns zwar nicht vor Fehlwahrnehmungen, Gruppendenken oder unangemessenen Kategorisierungen schützen. Aber wir werden sensibel für Feindbilder und Freund-Feind-Schemata, die uns vermittelt werden sollen oder die wir schon gelernt und übernommen haben. Dabei geht es dann nicht um Feindesliebe aber um die Infragestellung unseres Feindbildes. Werten wir die anderen ab, weil das in unser Weltbild paßt und weil wir ihnen überlegen sein wollen? Hängt

unsere persönliche Identität davon ab, daß unsere Gruppe den anderen überlegen ist? Wenn dem so ist, dann drohen Feindbilder, unsere Wahrnehmungen zu verzerren. Wo wir die Welt zweiteilen, in Gute und Böse, in „uns“ und „die anderen“, in Schwarz und Weiß, haben wir vergessen, daß die Welt farbig ist.

Christoph Weller

#### Literatur:

Brown, Rupert 1988: Group Processes: Dynamics within and between Groups, Oxford. Brown, Rupert 1990: Beziehungen zwischen Gruppen, in: Sozialpsychologie. Eine Einführung, hrsg.: Wolfgang Stroebe et al., Berlin, 400-429.

Schulze, Reinhard 1991: Alte und neue Feindbilder. Das Bild der arabischen Welt und des Islam im Westen, in: Georg Stein (Hrsg.): Nachgedanken zum Golfkrieg, Heidelberg, 244- 259.

Sommer, Gert 1991: Zur Relevanz von Feindbildern - am Beispiel des Golfkrieges, in: Informationsdienst Wissenschaft und Frieden 9: 3, 48-58. Stapf, Kurt H.; Stroebe, Wolfgang; Jonas, Klaus 1986: Amerikaner über Deutschland und die Deutschen. Urteile und Vorurteile, Opladen.

Tajfel, Henri; Billig, M.G.; Bundy, R.P.;

Flament, Claude 1971: Social Categorization and Intergroup Behaviour, in: European Journal of Social Psychology 1: 2, 149-178.

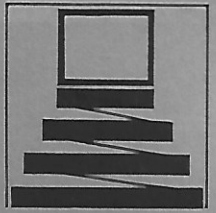
Tajfel, Henri; Turner, John C. 1986: The Social Identity Theory of Intergroup Behavior, in: Stephen Worchel; William G. Austin (Hrsg.): Psychology of Intergroup Relations, Chicago, Ill., 7-24.

Weller, Christoph 1992: Feindbilder und ihr Zerfall. Eine Analyse des Einstellungswandels gegenüber der Sowjetunion. Tübinger Arbeitspapiere zur internationalen Politik und Friedensforschung Nr. 18, Tübingen.

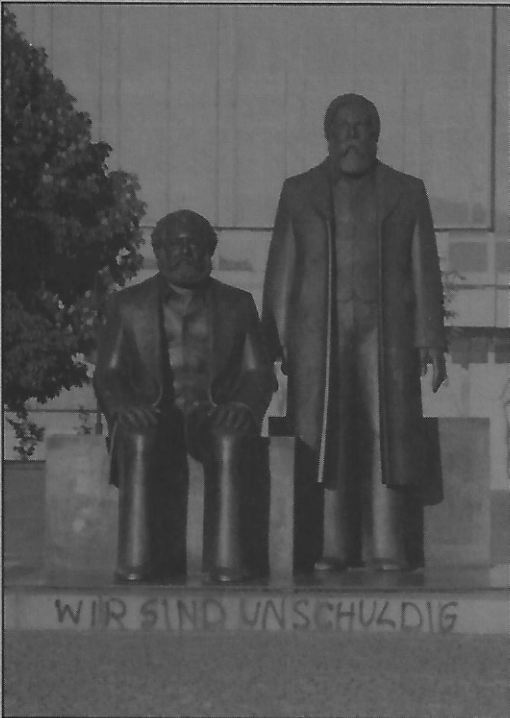
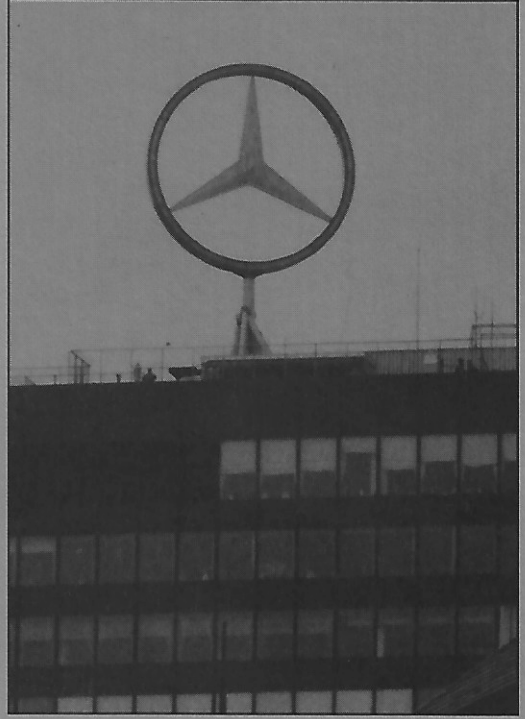
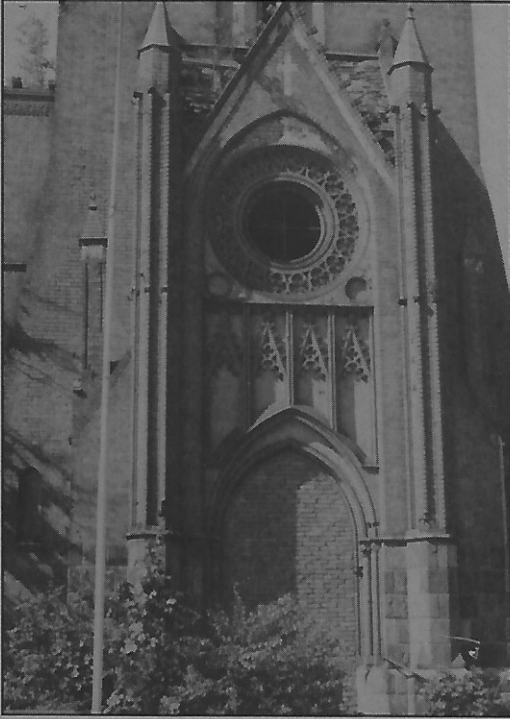
Kriege  
werden im Schulzimmer  
erzeugt,  
lange ehe sie  
im Schulzimmer  
besprochen werden.



# das baugerüst



ZEITSCHRIFT FÜR MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER IN DER  
EVANG. JUGENDARBEIT UND AUSSERSCHULISCHEN BILDUNG



*Am  
Ende  
der  
Utopien?*

**3/93**